

BIBLIOGRAFIA

D. J. WOLFEL, *Eurafrikanische Wortschichten als Kulturschichten*. Salamanca, 1955. Acta Salmanticensia Filosofia y Letras. Tomo IX, núm. 1.

An dieser Stelle sollen einige wenige Berichtigungen vor allem in bezug auf baskische Wörter vorgetragen werden. Dazu werden hier die betreffenden Nummern der behandelten Wörter S. 37 ff. zitiert.

1. 2. Baskische «Wörter mit *mut-* für Bursche, Mann» sind Lehnwörter.

3. Bask. *-zte* in *ema-zte* «Frau» ist kein Affix, wie der Verfasser behauptet, da in diesem Worte eine Komposition mit *gatzte* «jung» vorliegt. Der Vergleich mit den erwähnten berberischen Wörtern ist hinfällig.

4, 5, 6, 10. Wörter der Kindersprache wie bask. *aita* «Vater», *ama* «Mutter» usw. kann man überall finden. Sie sind zu etymologischen Vergleichen ungeeignet. Vgl. zum Beispiel *tumleo* (melanesisch) *aita* «Vater» *ama* «Mutter».

7. Bask. (*h*)*aur* «Kind» hat weder mit altisl. *ala* «gebären, aufziehen» noch mit berb. *ara* «Kind» usw. etwas zu tun, auch nichts mit den zitierten koptischen Wörtern. Diese Wörter heißen nicht *liloy*, sondern *lilu* «Knabe» und nicht *beri*, sondern *sere*, *seri* «Kind, Knabe, Sohn»: der Verfasser hat nicht einmal die griechische Schrift gelernt, sondern falsch transkribiert. Man muss diesen von ihm zitierten Wörtern misstrauen. Ein baskisches Wort wie *haur* kann nicht vereinzelt, ohne Untersuchung seiner Wortfamilie, etymologisiert werden: dieser methodische Fehler wiederholt sich immerfort.

9. Bask. *ume* «Kind, Junges» und *seme* «Sohn» werden mit berb. *emmi* verglichen. Das ist unmöglich: man muss von bask.

kume ausgehen. Das und *seme* zu *sei, sein* usw. sind verschiedene Wörter, die mit dem berberischen nichts zu tun haben.

14. Bask. *i-ze-n* «Name» hat mit den bekannten semitisch-hamitischen Wörtern nichts zu tun.

II. 1. Das ägyptische Wort für «Knochen» ist falsch angegeben statt *krš*. Bask. *zaki* hat damit nichts zu tun, es hat auch nicht diese Bedeutung, das heisst bask. *ezur*.

2. Engl. *film* mit kopt. *anom* «Haut» zu vergleichen, ist grotesk.

3. Bask. *odol* «Blut» hat mit ägypt. *wtr* ds. nichts zu tun.

4. Lat. *sanguis* hat mit ägypt. *snf* «Blut» usw. nichts zu tun.

6. Bask. *goi* kann isoliert nicht verglichen werden, vgl. oben zu I 7.

7. Bask. *kali* und *gara* sind verschiedene Wörter, die mit dem zitierten koptischen Wort, das nicht «Kopf, Hügel», sondern «Ufer» bedeutet, nichts zu tun haben.

9. Ostkaukasische Wörter für «Auge» sind nicht richtig zitiert. Sie gehen auf eine Grundform **vel, ver* «Auge» (mit labialer Spirans im Anlaut) zurück und können weder mit georg. *tvalti* ds. noch mit kymr. *gwel* «sehen» usw. verglichen werden.

11. Im Koptischen ist «sehen» nicht *nay*, sondern *nau*: derselbe Fehler wie oben I 7.

12. Bask. *inkusi* existiert nicht. *i-kus-i* hat nichts mit ir. *ci* «sehen» und auch nichts mit got. *saihwan* zu tun.

13. Bask. *mutur, matel* und *bizar* werden, obwohl sie alle ganz verschiedene Wörter sind, zusammen mit ahd. *bart*, lat. *mentum* und *maxilla* usw. verglichen, was ganz unmöglich ist. Einige kaukasische Wörter sind summarisch nach Trombetti zitiert, ohne dass es für notwendig gehalten worden wäre, sie richtig zu schreiben und zu untersuchen.

16. Bask. *aba, abo, ago, aho, au, ao* «boca» werden so zusammengestellt und einerseits mit ir. *bus*, andererseits mit somali *af* verglichen. Es ist unmöglich so vorzugehen: erst müsste die ursprüngliche Form festgestellt werden. Das baskische Wort hat längst eine sichere Etymologie.

17. Hier wird grusin. *kba* «Mund» zitiert: es muss heissen georg. *q'ba* «Kinnlade, Mund». Das kann man weder mit lat. *bucca* noch mit slav. *guba* vergleichen.

18. Ir. *srón* hat mit nhd. *schnupfen* und kopt. *nife* «blasen, wehen, Hauch, Atem, Wind» nichts zu tun. Diese Bedeutungen des koptischen Wortes werden gar nicht angegeben.

19. Bask. *min* «Zunge» ist gar nicht angegeben, sondern nur sekundäre Varianten dieses Wortes, das eine Wurzel hat, die mit sumer. *me* «Zunge» usw. gar nicht verglichen werden kann.

23. Bei den Wörtern für «saugen» handelt es sich um expressive Wörter.

25. Bask. *ele* «Wort» hat mit got. *mathljan* (engl. *th*) «reden», so, nicht *matlian*, nichts zu tun. Dazu gehört auch nicht sumer. *bal* «sprechen».

26. Kopt. *oyof* ist falsch, s. oben I 7, richtig *uof*, hat mit bask. *papo* gar nichts zu tun.

28. Grusin. (sic) *gur, gul* (sic) «Herz» hat mit berb. *ull* ds. nichts zu tun. Georg. *-l* ist Suffix, Vgl. Nr. 29.

29. Bask. *bigotz*, das zu Nr. 28 (georg.) gehört, kann mit ägypt. *bšk* «Eingeweide, Herz, ausweiden» nicht verglichen werden.

30. Die Wörter des Lateinischen und Haussa für «Brust, Brustwarze» sind nicht vergleichbar, s. oben I 4 ff.

31. Es ist unmöglich sumer. *ubur* «Mamma, Brust» mit lat. *uber* zu vergleichen: die sicheren Ergebnisse der i.-e. Sprachwissenschaft werden hier mit Füßen getreten.

35. Wörter auf Grund von *bis*^v u. ä. für «harnen» sind expressiv.

34. Nhd. *zagal* «Schwanz» hat mit bask. *zakil* «penis» nicht zu tun, sondern gehört zu got. *tagl* «einzelnes Haar», engl. *tail* usw.

37. Die Verbindung von lat. *tergum* mit berb. *tegirgest* «Schulter» usw. ist unmöglich: der Verfasser hat sich nicht einmal um die berberische Wortbildung gekümmert.

38. Bask. *atz* hat mit kopt. *téêbe* «Finger» nichts zu tun.

39. Es geht nicht an, isoliertes bask. *oskol* mit berb. *šsker* «ongle» zu vergleichen, s. die Bemerkung zu oben I 7.

41. Bas. *isker* (sic) «izquierda» mit ir. *cerr* zu vergleichen, ist nach Tovars Erklärung des baskischen Wortes unmöglich.

44. Bask. *adar*, dessen Bedeutungen gar nicht richtig angegeben werden, hat mit kopt. *rat* usw. nichts zu tun.

50. Bask. *asai* «gran tos» hat mit lat. *tussis* nichts zu tun.

III. 15. Bask. *beltz* gehört weder zu engl. *black* noch zu berb. *überkan*: bask. *-tz* ist Suffix.

IV. 5. Bask. *unerri* und arab. *immar* usw. zu vergleichen ist unmöglich, vgl. oben I 9.

12. Bask. *ahuña* usw. «cabrito» hat mit sumer. *gana* nichts zu tun, s. Nr. 13.

13. Bask. *ahuntz* «cabra» kann nicht zu sumer. *uz* «Ziege» gestellt werden, denn dann, s. Nr. 12, müssten sumer. *gana* und *uz* identisch sein: man erkennt den Bankrott solcher sogenannten «Forschungen».

14. Bask. *ardi* «oveja» und *arito* «Widder» sind verschiedene Wörter und nicht zu vergleichen mit lat. *aries*, geschweige denn mit kanuri *dimi* «ewe»: es wäre unbedingt nötig, wenigstens die baskischen Suffixe zu kennen.

22. Bask. *zezen* «toro» kann weder mit haussa *sa* «bull» noch mit akkad. *sunu* «Rind» noch mit kopt. *ehe* ds. verglichen werden.

25. Bask. *gurru* «buey» wird mit ahd. *ûr* «Auerochse», lat. *urus*, akkad. *biru*, *miru* «Stier» und ägypt. *wr* «Art Rind, Stier» verglichen. Das baskische Wort ist aber gar nicht baskisch, sondern zigeunerisch.

27. Lat. *jugum* wird mit berb. *aiug* «Ochse» usw. verglichen, V 10 aber lat. *jugulum* mit berb. *azaglu* «Doppeljoch». Nicht nur die baskischen, sondern auch die lateinischen Suffixe sind dem Verfasser offenbar unbekannt: es ist ein Frevel, so vorzugehen.

28. Bask. *zamari* «caballo» ist ein bekanntes Lehnwort, daher nicht zu vergleichen mit germanischen Wörtern wie nhd. *Mähre* und anderen (berb.).

32. Bas. *behor* hat mit kanuri *fêr* «Pferd» nichts zu tun, es ist nicht zu trennen von bask. *behi*, das Nr. 26 mit kanuri *pê* «Kuh» verglichen wird (!).

39. Bask. *zerri* «cerdo» ist Lehnwort, es ist unsinnig, es zu sumer. *gir* «Schwein» zu stellen.

33. Der Vergleich der westkaukasischen Wörter für «Esel» einerseits mit türk. *esek*, andererseits mit lat. *asinus* ist völlig unmöglich.

34. Bask. *arsto* «Esel» usw. hat mit den zitierten berberischen Wörtern nichts zu tun.

37. Bask. *urde* kann ohne Untersuchung seiner gesamten Wortfamilie nicht mit berb. *ilef* «sanglier», mit dem es nichts zu tun hat, verglichen werden.

41. Bask. *zakur* «Hund» gehört nicht zu haussa *zakur* «grosser Hund». Bask. *-ur* ist Suffix: die sicheren Ergebnisse der euskarokaukasischen Sprachwissenschaft werden hier missachtet.

45. Bask. *oilo* ist Lehnwort, es hat weder mit lat. *gallus* noch mit nhd. *Fohlen* etwas zu tun.

48. Bask. *ele* «ganado» gehört weder zu haussa *taro* «Menge» noch zu berb. *ihiri* «Herde».

VII. 4. Bask. *gazta* «queso» usw. ist Lehnwort, hat also mit berb. *kisi* ds. nichts zu tun.

5. Es ist unmöglich, lat. *coagulum* mit berb. *kil* «cailler» zu vergleichen.

10. Das baskische Wort für «essen» ist ganz falsch angegeben, von der Ermittlung seiner Wurzel ist natürlich keine Rede.

Diese kann weder mit haussa ^v*ci* «essen» noch mit sumer. *esî* «Mahlzeit» verglichen werden.

14. Bas. *irin, urun* «harina» ist ein bekanntes Lehnwort und hat weder mit den zitierten berberischen Wörtern noch mit franz. *brin* etwas zu tun.

20. Bask. *ur* «Wasser» hat mit griech. *hudôr* usw. nichts zu tun.

22. Bask. *mama* «Wasser» ist ein Wort der Kinderprache, also nicht vergleichbar mit ägypt. *mw* ds.

25. Bask. *molko, alko* usw. bilden eine grosse interessante Wortfamilie, die hier gar nicht untersucht wird. Damit hat alb. *ardi* usw. nichts zu tun.

27. Die Zusammenstellung von bask. *dupa*, franz. *douve* usw. und bask. *kupa* ist in dieser Art ganz unnützlich.

28. Bask. *su* «Feuer» hat nichts mit ägypt. *sf* «kochen, brennen» usw. und auch nichts mit den anderen zitierten Wörtern, die hier gar nicht untersucht sind. Der Vergleich mit ägypt. *krš'* «Sack, Bündel» und anderen Wörtern ist müßig.

16. Das Lehnwort bask. *debantal* usw. «tablier» kann unmöglich mit berberischen Wörtern verglichen werden.

IX. 1. Die germanischen Wörter nhd. *Ast* usw. haben mit lat. *stamen* nichts zu tun.

3. Das Lehnwort bask. *iru* «hilo» und Varianten hat mit akkad. *pillum* «Flachs» nichts zu tun.

4. Das Lehnwort bask. *ile* usw. «Haar» gehört nicht zu griech. *oulos*, lat. *vellus* usw.

10. Bask. *zarako*, das VIII 7 mit ganz anderen Wörtern zusammengestellt wird, wird hier mit berberischen und anderen Wörtern, darunter lat. *hircus* (!) verbunden, mit denen es auch nichts zu tun hat.

X. 4, 5, 6. Die baskischen Wörter für «Ruder, Deichsel, Angel»

sind entlehnt, also keineswegs mit ägyptisch-koptischen Wörtern vergleichbar.

XI. 8. Das Lehnwort bask. *orma* «Wand» usw. hat weder mit lat. *murus* noch mit haussa *rami* «Stadt» etwas zu tun.

10. Bask. *makur* «krumm» usw. hat nasales Präfix und kann unmöglich mit den zitierten berberischen und lateinisch-griechischen Wörtern verbunden werden.

14. Bask. *beri* und lat. *aperire* haben miteinander und mit berb. *taggurt* wirklich nichts gemein.

16. Das Lehnwort bask. *zarratu* gehört nicht zu berb. *asaru* «Schlüssel».

25. Got. *baurgs* «Burg, Stadt» kann weder mit gall. *briga* noch mit sard. *nuragh* (sic) verbunden werden.

XII. 1. Bask. *goren* «höchste» hat mit kymr. *goren* «beste» und griech. *makros* usw. nichts zu tun. Bask. *-en* ist doch das bekannte Suffix!

4. Lat. *templum*, *fanum* und *nemus* miteinander zu vergleichen ist bare Willkür.

XIII. 1. Bask. *ezagun* und *zugur*, *zuhur* sind verschiedene Wörter, die miteinander nichts zu tun haben, damit hat auch sumer. *zu* «wissen» nichts zu tun, um von den anderen hier verglichenen Wörtern zu schweigen.

4. Bask. *gura* hat weder mit got. *frijon* «lieben» noch mit ägypt. *mrj* noch mit griech. *eramai* etwas zu tun.

5. Got. *kisan* «wählen» existiert nicht, es gibt nur got. *kiusan* «prüfen, erproben», das nichts mit berb. *kisan* «wollen» usw. zu tun hat.

6. Bask. *iraatsi* und *irakurri* sind ganz verschiedene Wörter, die weder miteinander noch mit got. *runa* «Geheimnis» usw. und anderen hier zitierten Wörtern zu tun haben. Es werden hier mehr als 10 Wörter zusammengestellt, die gar nichts miteinander gemein haben.

7. Bask. *oiu* und *ipoi* sind formal und semantisch ganz verschiedene Wörter, die miteinander nichts zu tun haben, auch nicht mit griech. *poieō* «machen».

XIV. 10. Bask. *sal-du* kann nicht mit germanischen Wörtern, engl. *sell* usw. verglichen werden, auch nicht mit berb. *enz*.

XVI. 7. Bask. *sorta* «Last» kann weder mit sumer. *il* «heben, tragen, bringen» noch mit kopt. *ale* «steigen» verglichen werden.

8. Bask. *goa-n* «gehen» hat mit ahd. *gân* «gehen» nichts zu tun, ebensowenig mit den zitierten ägypt., kopt., berb. Wörtern.

10. Das Komparativsuffix bask. *-ago* hat mit lat. *augere* usw. nichts zu tun.

15. Bask. *egin* hat mit lat. *agere* nichts zu tun.

XVII. 1. Bask. *egur* «Brennholz» gehört nicht zu berb. *agellu* «Busch».

5. Bask. *are* usw. «Sand» gehört nicht zu bask. *ondar* und auch nicht zu bask. *sar*: das alles sind ganz verschiedene Lehnwörter.

12. Bask. *burdin* «Eisen» wird hier isoliert, ohne dass seine grosse Wortfamilie untersucht würde, und ganz irrig zu lat. *raudus*, altbulg. *ruda* usw. gestellt, dagegen in Nr. 13 zu ganz anderen Wörtern (kopt., akkad. usw.), alles sich widersprechende Ungereimtheiten.

14. Das in Nr. 13 zu bask. *burdin* verglichene akkad. *parzillu* «Eisen» wird hier mit dem bekannten Lehnwort bask. *altzeru* in ganz törichter Weise zusammengebracht.

XVIII. 25. Bask. *iratze* gehört weder zu gall. *ratis* noch zu lat. *filix* noch zu ahd. *farn* «helecho»: eine groteske Art von Vergleichen.

XIX. 2. Bask. *otso* «lobo» hat mit agypt. *wns* nichts zu tun.

5. Bask. *erbi* und lat. *lepus* haben miteinander nichts zu tun: die beiden letzten Vergleiche sind geradezu lächerlich und die sicheren Ergebnisse der Baskologie völlig missachtet.

XXII. 2. Es ist ein Nonsens, kopt. *sol* «Docht» mit griech. **selasnâ* «Mond» zu vergleichen.

3. Kopt. *eial* «Spiegel, Glanz», bask. *il* «luna» und bask. *ilinti* «tizón» zusammenzustellen ist bare Willkür.

6. Bask. *izar* «Stern» hat mit lat. *stella* usw. nichts zu tun.

7. Das bekannte Lehnwort bask. *zeru* «Himmel» kann nicht mit haussa *sarari* «klarer Himmel» verglichen werden.

9. Jeder, der nur eine elementare Kenntnis des Baskischen hat, sieht ein, dass bask. *-zki* in *igu-zki* «Sonne» nicht verglichen werden kann mit haussa *iska* «Wind» oder altnord. *sky* «Wolke».

Und so geht es immer weiter. Das Gesagte mag genügen. Man könnte noch unzählige Irrtümer aus diesem endlosen Wirrwarr anführen. Sapienti sat. Man muss bedauern, dass ein solches Buch, das ein indiskutables Machwerk ist, in Salamanca hat erscheinen können. Man muss aus menschlichen Gründen die groben Angriffe gegen einen Gelehrten wie E. Zyhlarz bedauern. Andere wirkliche Forscher versuchen in jahrelanger, jahrzehntelanger unablässiger mühevoller Arbeit die Wissenschaft zu fördern und dann kommt eine ganz wertlose und sinnlose

Publikation, die in den Händen von Leuten, die den Dingen fernstehen, entsetzliches Unheil anrichten kann, eine Publikation ohne jede Kenntnis der Sprachen, mit denen sie arbeitet, ohne Bewusstsein der einfachsten elementarsten Notwendigkeiten wissenschaftlicher Arbeit. Man muss gestehen, dass einen bei solcher Lektüre das Grauen und die Verzweiflung packt, man muss sagen: wie schade um die Zeit, Mühe, Arbeit und Kosten.

K. BOUDA



PROBLEMAS HISTÓRICOS GUIPUZCOANOS EN LA VIDA DE SAN IGNACIO, por Fausto Arocena. Publicaciones de la Excelentísima Diputación de Guipúzcoa. San Sebastián, 1956.

No podían faltar en este año ignaciano, en el que se cumple el IV Centenario de la muerte del glorioso guipuzcoano, la aportación conmemorativa de la Diputación Provincial ni la del cronista de la provincia don Fausto Arocena. Y, en efecto, ha patrocinado aquélla en su colección editorial, un nuevo libro, «Problemas históricos guipuzcoanos en la vida de San Ignacio», del que es autor don Fausto. El título del libro y el nombre del autor nos dicen mucho del contenido de la obra. Todos sabemos del extraordinario interés que el Sr. Arocena pone en los problemas históricos de la provincia, cualesquiera que sean, y del cuidado exquisito con que trata de estudiarlos, y de resolverlos, cuando es posible. La vida del Santo fundador, tan traída y llevada, por el relieve de su singular personalidad, guarda aun, como en un cofre oculto, varios puntos no dilucidados lo suficiente: la ascendencia materna del santo, la fecha de su nacimiento, sus pecados juveniles y otros muchos, claro está. Al Sr. Arocena le turbaban y le siguen turbando sin duda, algunos de ellos en su insaciable espíritu de investigador. Y con el fervor, muy ardoroso y encendido, pero que no le nubla un momento su ponderado y religioso sentido crítico, los ha cogido entre las manos, les ha dado vueltas y vueltas hasta descubrirles, cuando ha sido posible, el punto exacto del que partía la verdad. La argumentación es tan sólida en algunos que parece quedan resueltos para siempre. Hay

otros sobre los que sólo es posible conjeturar, aun en hipótesis razonadas, porque Dios no ha querido que sean visibles a nuestros ojos y en éstos, Arocena, siempre prudente, se limita a conjeturar. Pero lo hace de forma tan lógica y racional que hace pensar que si algún día se disipa la niebla que los encubre, no nos descubra nada nuevo porque el Sr. Arocena lo había supuesto ya.

M. C.-G.



LA TEORIA DEL SUSTRATO Y LOS DIALECTOS HISPANO-ROMANCES Y GASCONES, por *Fredrick Jungemann*. Editorial Gredos, Madrid, 1955.

La teoría del sustrato, es decir la explicación de algunas modalidades de lenguas que como el latín han desplazado a otras por rasgos de la lengua que han sustituido, ha nacido, como dice A. Martinet, de la natural curiosidad humana que difícilmente puede conformarse con la mera descripción de los hechos sin indagar las causas. Y no ha estado lejos de ser la única tentativa de explicación con pretensiones de validez científica para los cambios fonéticos hasta años recientes.

Ciertos aspectos de la evolución de los sonidos latinos comunes al romance occidental o muy extendidos por él, con una extensión que recuerda la del occidente europeo poblada con mayor o menor intensidad por celtas de una parte, y cambios muy característicos comunes al castellano y al gascón por otra han dado lugar a que se propusieran explicaciones basadas en el sustrato céltico o ibero-vasco. Algunas de estas explicaciones han contado con la más decidida adhesión de eminentes lingüistas y han sido rechazadas no menos enérgicamente por otros. El examen global a que se someten ahora en este libro los distintos intentos de la aplicación de la teoría del sustrato a los cambios fonéticos atestiguados en los dialectos románicos de esta zona no podía, por tanto, ser más oportuno.

Es difícil, por no decir imposible, resumir el contenido de una obra que es a su vez, en buena parte, un conciso resumen de

datos, opiniones y argumentos de todo orden. Su plan, sin embargo, es muy claro. La introducción comprende la relación de observaciones modernas sobre particularidades de pronunciación de comunidades bilingües o que han abandonado recientemente su lengua vernácula (inglés de Irlanda, francés de Bretaña, español de América), es decir de comunidades donde por decirlo así la influencia del sustrato se manifiesta delante de nuestros ojos (por desgracia, todos nos hemos ocupado más de lanzar hipótesis sobre el pasado que de observar los hechos presentes), la exposición de los principios funcional-estructurales, un resumen de lo que se sabe acerca de lenguas y pueblos preromanos de la Península Ibérica y de Gascuña, así como de la romanización de estos países. A continuación viene la parte fundamental del libro, el estudio de los problemas debatidos, con arreglo a un plan uniforme: planteo de la cuestión, enumeración de los datos pertinentes, exposición de las hipótesis sustratistas, su crítica y conclusiones del autor.

Los problemas discutidos son: 1) la *s* ápticoalveolar hispano-gascona atribuida a influencia ibero-vasca (cf. el fonema vasco que escribimos *s*), 2) las vocales nasales del gallego-portugués y del gascón que se han supuesto debidas al sustrato celta, 3) la sonorización de las oclusivas sordas latinas en posición intervocálica en los dialectos hispano-romances y en gascón relacionada con la lenición céltica, 4) la palatalización de *ll*, *l*-, *pl*- *fl*-, *cl*-, *nn* y *n*- atribuida a distintos sustratos, 5) la pérdida o transformación de *n* intervocálica latina en gallego-portugués y gascón, relacionada con hechos similares vascos, 6) el cambio *kt* > *yt* en romance occidental que se ha supuesto debido a influjo céltico, 7) la conservación de las oclusivas sordas intervocálicas latinas en bearnés y alto aragonés, donde naturalmente no ha dejado de llamar la atención la coincidencia con el tratamiento de esas consonantes en los préstamos del latín al vasco, 8) fenómenos de asimilación de los tipos *mb* > *m*, *mp* > *mb* en el Norte de España y en Gascuña con distintas explicaciones, 9) la vocal protética ante lat. *r*- en gascón e hispano-romance, rasgo atribuido a influencia vasca, 10) la analogía entre el sistema vocálico castellano (y el del leonés y aragonés) y el vasco, 11) el ensordecimiento de las antiguas sibilantes sonoras castellanas entre el siglo XVI y XVII, y la extensión ulterior del fenómeno, atribuido por Martinet a influencia vasca, 12) la confusión de *b* y *v* y la existencia de una serie sonora oclusivo-fricativa en gascón e hispano-romance coincidentes con hechos vascos y 13) el tan

discutido problema del paso de *f* a *h* en castellano y en gascón.

Antes de resumir sus conclusiones, el autor se cuida de sentar explícitamente las premisas en que las basa. Las condiciones que a su juicio se han de exigir para considerar justificado un intento de explicación por la teoría del sustrato son cuatro (p. 418), que por su importancia copiamos íntegramente: «(1) Que existiera en la lengua de sustrato cierto rasgo o sistema con el cual el fenómeno en cuestión pueda concebirse en relación directa o indirecta, de acuerdo con principios estructurales. (2) Que el fenómeno no pueda explicarse únicamente por factores internos. (3) Que la comunidad a cuya lengua pertenece el fenómeno hubiera sido anteriormente bilingüe durante largo tiempo. (4) Que esa comunidad, durante el período de bilingüismo, hubiera estado alejada y aislada de la influencia metropolitana, o que hubiera gozado por sí misma de prestigio». Pero si no está probado el bilingüismo prolongado u otras circunstancias favorables, o si el fenómeno se puede explicar por factores internos sin recurrir a los exteriores, entonces debe reservarse el juicio hasta que aumente nuestra información o hasta que sepamos más de cómo cambian las lenguas.

Daremos antes que nada un resumen de las conclusiones a que ha llegado Jungemann. De los fenómenos examinados, sólo para uno, el primero, le parece del todo improbable la explicación sustratista. No cree tampoco que haya relación directa entre las vocales nasalizadas del gallego-portugués y del gascón, aunque pudieran ser manifestaciones de un proceso más general atribuible al sustrato céltico. En cuanto a las semejanzas fonéticas de las vocales castellanas y vascas, le parece que, dada la coincidencia de los sistemas fonológicos y en particular vocálicos, las diferencias están más necesitadas de explicación que las semejanzas.

De los restantes cuatro (nuestros números 3, 4, 5 y hasta cierto punto 6) pueden explicarse como resultado de un proceso de lenición, sea por influencia céltica o, con reservas, independientemente de ella, no siendo tampoco imposible una solución de compromiso. Finalmente, pueden haber tenido su origen en una etapa de bilingüismo euskaro-latino o euskaro-romance, más o menos directamente y con distintos grados de probabilidad, los siete últimos fenómenos. En todo caso, los testimonios históricos probativos de que existiera una situación socio-lingüística favorable para que se ejerciera la supuesta influencia vasca

son mucho más abundantes para el Norte de Castilla la Vieja que para Gascuña.

Las conclusiones del autor no serán sin duda aceptadas sin discusión, lo que debe considerarse como beneficioso. Como persona no adscrita a ninguno de los bandos, no voy a iniciarla en esta reseña. Si algo queda en claro en este libro es que una explicación por la teoría del sustrato difícilmente puede cumplir los requisitos necesarios —y estoy plenamente de acuerdo con los señalados por Jungemann— para que sea considerada satisfactoria y no ofrezca fundamento para graves objeciones. Esto, aparte de nuestro desconocimiento de las condiciones reales de los contactos de lenguas, acaso sólo se deba a la deficiencia de nuestra información sobre el pasado de los países en cuestión, pero esta deficiencia irremediable tiene que pesar gravemente sobre cualquier hipótesis sustratista.

La exposición y crítica de las hipótesis en este libro es, a mi entender, imparcial en lo posible. Claro que el autor no oculta su adhesión a los principios funcional-estructuralistas, ni podía hacer otra cosa. Señalemos que una de las condiciones impuestas por él a toda hipótesis de este género condena a cualquier explicación por la lengua de sustrato a una irremediable provisionalidad. Si es necesario, en efecto, que el fenómeno no pueda explicarse por factores internos únicamente, podremos decir en un momento determinado que tal cambio no ha sido explicado de hecho por nadie a base de factores internos, pero será imposible demostrar que no pueda ser explicado de esa manera en el futuro, por más improbable que nos parezca esa eventualidad.

Dejando a un lado las conclusiones, el libro posee, y en grado eminente por cierto, cualidades indiscutibles. La información, copiosísima y heterogénea por su origen, ha sido valorada con un extraordinario sentido crítico y aparece dispuesta en una perfecta ordenación. Para cuantos nos ocupamos, de uno u otro lado, de la historia de los sonidos en ese territorio constituye un repertorio de noticias de extraordinaria utilidad. Estamos ya muy lejos, gracias a la nueva escuela, de la época en que se podía hacer la historia de los avatares de lat. *n* por ejemplo sin decir una palabra de lat. *nn*. Y estamos también muy lejos de cuando vivíamos felices, encerrado cada uno en nuestro pequeño dialecto o variedad, sin ocuparnos del resto del mundo, cuando se sentía tanto horror a pasar a otra lengua no estrechamente emparentada, aunque fuera contigua en el espacio, como a lanzarse sin paracaídas al espacio. La escala espacial ampliada a

que nos someten cuantos trabajos llevan directa o indirectamente la inspiración de A. Martinet nos obligan a un ejercicio acerado que, aun a costa de renunciar a hábitos cómodos, nos resultará en definitiva muy saludable.

En lo que sigue, sin la menor intención de modificar en uno u otro sentido las conclusiones del autor, quiero presentar o discutir algunos datos que, de cerca o de lejos, pueden tener relación con el planteamiento de las cuestiones. Diré además, aunque no sea en realidad necesario, que la crítica, si la hay, no va dirigida al autor en primer término, sino a los especialistas en cuyas conclusiones ha fundamentado su estudio.

En la página 203 se lee que «la resistencia contra *n* intervocálica en vasco es un fenómeno muy distinto de la pérdida o transformación de *n* lat. intervoc. en portugués, gallego y gascón». Schuchardt, cosa no infrecuente en él, aportó en esta ocasión a la confusión de una cuestión clara de fonología diacrónica no un grano de arena, sino un ingente peñasco, que por lo visto sigue todavía obstruyendo el camino. Sobre esto no puedo ahora más que hacer unas breves observaciones, por desgracia en tono dogmático: tal vez se me excuse de ello por haber tratado y tratar todavía de fundamentarlas en otros trabajos, publicados, en prensa o en preparación.

1) El proceso de pérdida de *n* en esa posición ha sido en vasco, si nos atenemos a los resultados, extraordinariamente parecido, incluso en el detalle, al que ocurrió en gallego: pérdida o modificación entre vocales, conservación en posición final y ante consonante. Los fundamentos de esta afirmación, cuya enumeración podría prolongarse indefinidamente, pueden clasificarse como sigue: a) pruebas procedentes de la comparación de las distintas variedades vascas (bastaría en rigor con la comparación interna dentro de una misma variedad), b) del estudio de los préstamos latino-románicos, 3) del cotejo de las formas oficiales o romances de nombres de lugar y de persona con sus correspondientes vascas. Sobre *Aceari* y el patronímico *Aceariz* en particular ya reunió abundante documentación navarra A. Luchaire. *Revue de Linguistique et de Philologie comparée* 14 (1881), p. 154, a partir del siglo x. Ese nombre, sea dicho incidentalmente se continúa en el nombre vasco del zorro *azeari*, *azari*, *azeri*, etc., designación que hoy creo procedente del antropónimo, y no viceversa, como fr. *renard*, alav. *garcía*, etc.

2) Las conclusiones que se sacan de las observaciones de S. de Altube (p. 195 s.) son claramente excesivas. El vasco no tiene

la menor «repugnancia» ni a la *n* intervocálica ni a la *n* explosiva. No cabe la menor duda de que «hermano» ha de ser palabra corriente en cualquier lengua: pues «hermano» se dice *anaí(e)*, *anaia*, sin que a nadie se le atragante la palabra. Y, «cuando se añaden sufijos a palabras acabadas en *n*» (p. 197) la *n* se conserva perfectamente entre vocales: *gizona* «el hombre», *eguna* «el día», etc. etc. son comunes, en lo que respecta a *-n-*, a todas las variedades vascas.

3) La interpretación más aproximada de los hechos vascos es la de Meyer-Lübke en su artículo publicado en la *RIEV*. De los ejemplos citados por Altube, *garaw* y *garaun*, etc. se explican más o menos como gall. *grao*, *grau* y *gran*, etc. (A. Couceiro Freijomil, *El idioma gallego*, 114), *Gerrinke* por *Gernika* (como *Zorrontza* por *Zornotza*) no es más que la evitación por metátesis de un grupo consonántico poco frecuente, y casi todos los demás (como los que cita Gavel de *emain* por *emanen*, etc.) no son más que casos clarísimos de disimilación (o asimilación) de nasalidad, que son con toda probabilidad recientes: por Guernica (en Navárniz) se llama *Meata* a *Mendata*, pero lo reciente de la pérdida disimilatoria se ve claramente por las vocales en hiato, pues a *Arteaga* llaman *Artia*. No es seguro para terminar, que *Berrando* sea el continuador de *Fernando* y no el de un ant. *Ferrando*.

4) No sé qué razones tenía Meyer-Lübke para pensar que en aquit. había *n* intervoc. (p. 260), pero las que yo tengo son las mismas que se pueden tener de cualquier hecho fónico de una lengua que sólo se conoce por inscripciones más o menos insuficientes. En los epígrafes de época latina se escribe por ejemplo *Seni-* (*Senicco*, *Seniponnis* gen., *Senitennis* gen., *Senixsonis*), siempre con una *n*, cuando *nn* es tan frecuente y se escribe normalmente, como se ha visto, para indicar la nasal final de tema ante desinencia latina. Añadiré que, a mi entender, aunque no es éste momento de intentar llevar a nadie esta convicción, *Seni-* se continúa en el vasc. *sehi segi*, *se(i)ñ* (ant. vizc. *sei*) «niño, criado».

5) El suletino y el roncalés modernos tienen vocales nasales. De su valor fonológico no puedo dudar cuando veo que en ronc. por ejemplo (*x*)*aí* se distingue de (*g*)*ain* y (*ard*)*áú* de (*z*)*aun*. Hay además, aparte de lo que se deduce de particularidades gráficas, testimonios absolutamente explícitos (Garibay y Madariaga) de que el vizcaíno del siglo XVI tenía vocales nasalizadas y distinguía *mia* «la lengua» de *mina* «el dolor», por ejemplo. Ya probablemente en la breve lista de palabras de la *Guía del pere-*

grino del siglo XII la *-m* de *ardum* «vino» representa una vocal de esa clase, y *araign* «piscem», muestra por lo menos la nasal palatal resultante del cierre exagerado de la vocal nasalizada (gall. *viño*, etc.).

6) Es lástima que la existencia de vocales nasales en vasco y su escasa permanencia no se haya puesto en relación con el hecho de que tampoco en vasco se ha perdido *-n*. Esta lengua se alinea así claramente con el gallego, frente al portugués.

7) La coincidencia con los procesos romances citados es tanto más notable cuanto que la pérdida o transformación de *n* intervoc. vasca no es más que un aspecto de un proceso de lenición que ha transformado *l* en *r* en la misma posición, siendo continuadas *n* y *l* por las antiguas "fuertes" **L* y **N*.

Como esta proposición puede parecer, aunque no lo es, desorbitada, me limitaré ahora, refiriéndome para más detalles a trabajos que irán apareciendo, que lat. *ll* y *nn* en los préstamos han sido reducidos, como todo el mundo reconoce, a *l* y *n*: vasco. *an(h)oa* < *annonā*, vasco. *-elu* < *-ellu*, etc. Y como hay algunos casos de *n* intervoc. vasca común a todos los dialectos (el ya citado *anaia*, cf. *Annaya* en documentos medievales, *arrano* «águila», etc.) y muchos de *l* (*il*)*h*un «oscuro», *ol(h)a* «cabaña de pastor, ferrería», en documentos medievales *Olha-*, *Olla-*), parece razonable postular la existencia anterior de esas *L* y *N*, fuertes más que geminadas, que en territorio tempranamente romanizado se convirtieron en *ll* y *ñ* palatales: *Zavalla*, *Quintanapalla*, doc. *Quintana de Apalla*, vasco. *zabala*, *apala*, con artículo, etc.

No se ha detenido ahí el proceso. Un dialecto vasco, el suletino, ha llevado al último extremo un fenómeno que ha empezado a manifestarse en otros. A consecuencia de la pérdida de *r* entre vocales (y de su paso a *d* tras diptongo en la variedad descrita por Larrasquet: *apáidü* «comida en general» *héida* «feria», etc) no posee en la actualidad más que una sola vibrante. Por cierto que valdría la pena comprobar sobre testimonios suletinos la validez del postulado que sostiene que la simplificación de geminadas o fuertes tiene que notarse ya en los textos antes o al mismo tiempo que la transformación de las consonantes simples o lenes debida a su presión. Mi experiencia personal en el habla de Rentería donde la debilidad y pérdida frecuente de *r* no encuentra paralelo en la pronunciación de *R* y el testimonio de un texto como la lista de pueblos alaveses de 1025 (*Cart. de S. Millán de la Cogolla*, n.º 91), donde se escribe *Padura* < *padule*, *Borin* (*ivar*) < *molinu*, *Huri-*, cf. hisp. ant. *Ili-* (por

desgracia falta un ejemplo seguro de ant. *-n-*, y por el contrario, sin excepción, *-ellu* (*Angellu, Burgellu, Gaztellu*), *Erretanna*, actual *Retana*, etc., me hace dudar de su validez.

Las consonantes fuertes que postulo, se dirá acaso, podrían ser el resultado de la reducción de antiguos grupos consonánticos. No creo que esto afecte al problema con tal de que, en la época a que nos referimos, fueran efectivamente consonantes fuertes opuestas a las lenes correspondientes como vasc. *R* a *r*. No estará de más señalar, a este respecto, que, aparte de testimonios más dudosos por su carácter no común y por tanto reciente (*anbildu, linburtu / amildu, limurtu*, sul. *A(r)améltze = Les Arambeaux*, en 1475 *L'Arambeus*, etc.), el vasco común *seme* «hijo» comparado con el aquit. *Sembe* nos proporciona una fuerte presunción de un cambio vasco antiguo *nb > m*, lo que permite pensar que un cierto número de *m* entre vocales tienen ese origen. Añádase que en los nombres ibéricos del bronce de Ascoli (*CIL I² 709*, año 90 a. C.) hay ejemplos claros de esa reducción (*Adimels, Sosimilus*) que acaso no sean enteramente imputables a los italianos que los copiaron y grabaron.

Es posible también que el vasc. *il(h)un* «oscuro» continúe, como se ha sugerido varias veces, el ib. *ildun*, en el bronce de Ascoli *-illun*. Es en todo caso seguro que lo que se escribe *ld* en escritura ibérica aparece como *l* en textos e inscripciones en griego o latín, tanto hispánicos como aquitanos: así *Ilduro* en las monedas e *Iluro* en alfabeto latino a ambos lados de los Pirineos.

No parece que *nd*, salvo casos recientes, se haya reducido en vasco a *n*, pues es razonablemente seguro que el aquit. *Andere* es inseparable de vasc. *and(e)re* «señora, mujer».

Algunas observaciones más para terminar brevemente este tema. No es exacto (p. 177) que *l'* y *ñ* (procedentes de *ny, ly*, etc) de los préstamos romances no estén representados por *ll* y *ñ* vascos: cf. sul. *máñü* «baño», *zeñü* «señal, campana», *óllo* «gallina» (*oilo*, en alguna zona, es, como ya vió Gavel, el resultado de una despalatalización posterior), etc.

¿Es seguro que el tratamiento de *nn* haya sido *ñ* en alto aragonés? (p. 165). Aunque en la toponimia de esa zona *peña* parece general, es más frecuente *kopana* que la forma con nasal palatal (Elcock. *De quelques affinités* 85 s., M. Alvar, *Toponimia del alto valle del río Aragón*, Zaragoza 1949, 70). W. D. Elcock llegó incluso a pensar más tarde en una reducción de *ll* a *l* tanto entre vocales como en posición final («The Evolution of *-ll-* in the Aragonese Dialect», *Primer Congreso Internacional de Pire-*

neistas, Zaragoza 1950, p. 16 de la separata), aunque los ejemplos probativos que aduce son pocos y uno por lo menos no parece haber sido interpretado correctamente (vid. Alvar, *op. cit.* 78).

No me siento inclinado a aceptar incondicionalmente la afirmación del autor, al hablar de las consonantes vascas «diminutivas», esto es *mojadas* (p. 177, vid. también 82 y 327), de que «el hecho de que estos sonidos vascos se usen sobre todo como sustitutos de otros fonemas en los diminutivos, indica que no puede hacer mucho que son fonemas». El hecho de que *x* forme parte de un sistema, —marginal, expresivo o lo que se quiera, pero sistema— debe contribuir a su estabilidad, y, en efecto, *x* y el sistema de que forma parte son, a lo que sé, comunes a todos los dialectos vascos, lo que ya debe hacernos dudar de su introducción reciente, y su valor expresivo y su permanencia no parecen estar en peligro en ninguna parte. Añádase que, antes de la introducción de préstamos romances y de las palatalizaciones secundarias en ciertos contextos, el contraste entre consonantes *mojadas* y no *mojadas* hubo de ser sentido más intensamente que ahora. Añádase también que, al menos en guipuzcoano y en una zona alto-navarra, *x* se ha cambiado efectivamente en *j* española, y sin embargo sigue existiendo, cosa que, según algunos tratadistas, no puede ocurrir. Es decir, el cambio ha afectado a todos aquellos casos en que no era sentida como expresiva, lo que parece buena prueba de su capacidad de permanencia. No será ocioso finalmente observar que en ninguna parte, que yo sepa, se ha confundido con *s*, aunque los observadores extraños parecen considerarlo afin tanto desde el punto de vista articulario como auditivo: lo que se ha confundido en Vizcaya y Guipúzcoa han sido *s* y *z*.

Evidentemente no hay necesidad de postular una *f* fricativa, bilabial o labiodental, entre los sonidos del protovasco, pero su antigüedad comprobada parece mayor que la que se indica. Por ejemplo, más de 500 años antes de Dechepare, en 1025, aparece *Naffarrate* en Alava, actual *Nafarrate*, y *nafar* «navarro» y *Nafarroa* «Navarra» han debido ser formas comunes a juzgar por los textos antiguos. Las observaciones de Azkue y Menéndez Pidal (p. 379 y 381) de que «hay todavía» vascos que tienden a pronunciarla como *p* suponen algo que no está demostrado, a saber: que esa pronunciación era mucho más general en otros tiempos. Los textos, repito, parecen probar lo contrario, pues en ellos *f* es mucho más general que hoy en casos en que ninguna

preocupación etimológica podía pesar: *afari* «cena», *ififi* «puesto», etc. Copio aquí por su interés lo que Añibarro escribía a Moguel a fines del siglo XVIII después de leer el *Peru Abarca* del último, y cuyo conocimiento debo a la amistad del P. Luis Villante: «Cada vez achico Vmd. mas el bascuence de Marquina »después de significar las inconexiones de mutaciones de o en »u, e en i, uba, y ija añade Vmd. que en Marquina no aciertan »a pronunciar la i, y que se borre del alfabeto bascongado, y »nuestros escritores sucesores si se conforman con esta regla »yran escribiendo *pedea, pielac; pina*, etc. Es comunísimo su uso »en toda Bizcaya; usan de *f* en Navarra y Francia, y Guipúzcoa »ha pegado la *p* a Marquina como también otros términos que »anoto arriba.» Esta práctica, que no sigue el guipuzcoano Ochoa de Arin a principios de ese siglo, puede muy bien ser una innovación reciente.

Hay diversidad de opiniones acerca del tratamiento vasco de *f*-latina en los préstamos más antiguos: Gavel, y con él Meyer-Lübke, se inclina por *b*-, conservada en la mayoría de los casos, mientras que Martinet piensa que los vascos la reproducían inicialmente por su oclusiva bilabial fuerte, aspirada en posición inicial, que representaré en adelante por *p*, que se debilitó sucesivamente en una fricativa bilabial sorda y en *h*. Dudo mucho que del examen directo de los préstamos se puedan obtener conclusiones definitivas, pero dentro de la hipótesis básica de Martinet cabe preguntar: ¿la lengua vasca tenía *p*- en la época más antigua de contacto con el latín?

Las razones que me mueven a hacer esa pregunta son las siguientes. En primer lugar, el mismo Martinet ha señalado que la frecuencia de *p* en posición interior es sensiblemente menor que la de *t* o *k* en palabras vascas no sospechosas de ser de introducción reciente. Por otra parte, el ibérico, es decir el conjunto de textos indígenas del levante español, no estaba acaso muy estrechamente emparentado con el vascuence, pero al parecer su sistema fonológico no era muy distinto del que podemos suponer para el vasco de entonces. Y, aunque la escritura ibérica no distingue oclusivas sordas de sonoras, poseemos algún texto en escritura griega —dos bastante extensos— y en ellos falta *p* completamente. En el bronce de Ascoli *p* aparece claramente como variante de *b*: *Estopeles*, frente a *Beles*, *Umarbeles*.

El aquitano, por el contrario, estaba muy cerca del vasco, y su testimonio, por fragmentario que sea, es tanto más valioso. En nombres de divinidades y personas de la Aquitania —me aten-

go a la lista de Seymour de Ricci, *Revue Celtique* 24 (1903), 71 ss.— *b*- es extraordinariamente frecuente, pero *p*- sólo aparece en tres nombres: *Pelopsis* gen., *Piandosponnius* y *Priamus*. Seymour de Ricci sospecha, y no le falta motivo, que el primero y tercero pueden muy bien ser nombres de origen griego, como *Rhe[a]*, el único caso de *r*-. Añádase que otra vez *p* aparece en interior de nombre pero inicial de morfema como variante de *b*-. *Seniponnis* gen., frente a *Bonbelex*, *Bontar*, etc., como vasco. *-pe* frente a *be(h)e* «parte interior» o *supazter* frente a *bazter* «rincón». En esas condiciones se puede dudar de que la oclusiva fuerte labial vasca fuera un sonido suficientemente frecuente en posición inicial para que fuera adoptada como equivalente de lat. *f*-, aparte de que, por el mismo carácter de la oposición entre las dos series de oclusivas vascas antiguas donde la sonoridad parece haber desempeñado un papel secundario, la lene vasca, oclusiva o fricativa según los contextos, podía considerarse como más próxima a un fonema fricativo.

En la pág. 151 (vid. también 182 y 203) se considera que las oclusivas sonoras geminadas *bb*, etc., confluyeron en todas partes con sus correlatos simples. La cuestión, dada la escasez de éstas en posición medial de morfema señalada por el autor, puede parecer un poco académica, pero hay señales de que en alguna parte pudieron confluir con las sordas correspondientes. Así en préstamos vascos característicos (*zapatu* «sábado» que se extiende por el Sur hasta bien dentro de Navarra, etc.), y también en otras partes: cf. *abbat* en el Cantar de Mio Cid, donde *bb* representa según Menéndez Pidal *b* oclusiva, es decir el reflejo normal de lat. *p* entre vocales, y la variante hispánica *apate* (Corominas, *Diccionario crítico etimológico de la lengua castellana*, s. v. *abad*, con referencias a Menéndez Pidal, *Orígenes*). No sólo hay *aphatia* en vasco suletino, sino que dos lugares del valle de Aspe llevan el nombre *Appatie*. En una voz cuyo origen árabe tenía sonora y enfática geminadas (Corominas *op. cit.*, s. v. *aldrán* y *rabadán*), el alto aragonés, como el vasco roncalés, tiene dos sordas: *repatán* «zagal» en varias localidades (Elcock, *De quelques affinités*, 57 nota).

Acaso no resultará innecesario señalar que en la zona bearnesa de conservación de las oclusivas sordas intervocálicas se han sonorizado sin embargo las sibilantes. Es necesario insistir en que los dos dialectos vascos en contacto directo con la zona bearnesa que sonoriza tras nasal. *l* o *r*, y con el alto aragonés, el roncalés y el suletino, no han sonorizado las oclusivas en esa

posición. En interior de palabra, ningún dialecto vasco, ni siquiera el alto-nav. de Elcano, ha sonorizado tras *r*.

A propósito del grupo *kt*, *Rectugenos* parece estar atestigüado como *retugeYo* en una inscripción celtibérica (Gómez-Moreno, *Suplemento de epigrafía ibérica*, núm. 96, Tovar, *Léxico de las inscripciones ibéricas*), donde represento por *Y* el signo que sin duda está por una nasal *y*, en zona celtibérica, representa alguna vez *n* con toda seguridad. A. Castro, en su traducción anotada de la *Einführung* de Meyer-Lübke, 341 n. 2, señalaba que el fr. ant. *chaitif*, mod. *chétif*, prov. *caitiu*, muestra un tratamiento especial del grupo *pt*.

En la p. 141 s. se supone implícitamente que la pérdida de *p* en céltico es un aspecto del proceso general de lenición, lo que no se puede afirmar sin reparos. Véanse por ejemplo los de Martinet (*Economie des changements phonétiques*, 263 s.), quien termina diciendo que «no es imposible» establecer una relación entre el debilitamiento de *p* y los comienzos del proceso de lenición.

A título de consideración final quisiera decir que la onomástica personal de los siglos *x* y *xi* parece corroborar los testimonios favorables a una influencia vasca en zonas vecinas. Ciertos nombres de persona que parecen haber tenido en Vasconia su centro de irradiación o que, sea cual fuere su origen, dan muestras de deber, como *Orti*, su forma precisa al hecho de haber sido usados por gente de habla vasca, *praenomina* como *Annaya*, *Ama*, *Eita*, etc., han tenido una difusión que términos vascos comunes han estado muy lejos de conseguir. Si se piensa que puede tratarse de elementos «ibéricos» o «hispanicos» más bien que de específicamente vascos, lo que pudiera ser cierto, no estará de más recordar que tienen correspondencia clara en términos vascos usuales, cosa que pocas veces ocurre con los supuestos «iberismos» conservados en los romances peninsulares.

Se observan algunas erratas. En palabras vascas, *gaztelo* por *gaztelu* en la p. 84, *singeru* por *aingeru* (p. 164), *Etaxue(n)* por *Etaxague(n)*, *gizoña* en la p. 197 es un error, pero no sé por qué puede estar, *beghatu* por *beqhatu* (en la pintoresca grafía de Saroïhandy, p. 232); falta indicar en la p. 280 que *erris*, *irris* proceden del fr. *riz* y no tienen nada que ver con *rire*; *hago* por *phago*, p. 380. Decir que los demostrativos *kau* y *gau* se encuentran «en algunos puntos de Basse-Navarre» induce a error, sobre todo si se escribe Basse-Navarre a la francesa. En realidad, *kau* es roncalés y salecenco, variedad esta última que Bonaparte

uña al dialecto bajo-navarro oriental, y *gau* es aezcoano (variedad del bajo-nav. occidental según Bonaparte) y alto-nav. meridional. Geográficamente, todas son zonas de la Navarra Alta.

Aunque el dato está correctamente copiado, se nos permitirá señalar aquí que el sul. *püküllü* «hinojo» que Azkue dice haber tomado de Gèze es un fantasma: Gèze se escribe *puhullu*, es decir *pühüllü*.

Creo también que umbr. *iuenger* (p. 252) es una errata por el nom. pl. *iuengar*. Entre los indoeuropeistas españoles, dicho sea de paso, *umbro* me parece una denominación más generalizada que *umbrio*.

La traducción de esta obra, a un detalle de la cual acabo de referirme, es debida a E. Alarcos Llorach, y este nombre es garantía sobrada de perfección. Hay un detalle, sin embargo, que no puedo dejar pasar sin presentar reparos: no lo haría, si no nos afectara tan directamente. En la versión se emplea *eusquera* no sólo como sustantivo, sino también como adjetivo: *algunos eusqueras bilingües*, p. 86, por ejemplo. Concedo que *vasco* pueda ser término ambiguo, que *vasco-hablantes* sea bárbaro y que, ésta es ya una observación de Martinet, hace falta un término comprensivo que englobe no solamente la lengua vasca, sino también «los dialectos extinguidos que se hablaban primeramente en los alrededores del dominio vasco actual». Pero la solución que el señor Alarcos ofrece a estas dificultades me parece próxima a ser la peor de las soluciones posibles. Experimento un estremecimiento de horror, que no dudo que otros compartirán plenamente, ante la idea de que alguien me pueda llamar *eusquera*: el mismo que hubiera sentido Cicerón al oírse llamar *lingua latina*. Aunque sea un adverbio en su origen, como *romance* y *vascuence*, *euskera* es hoy sustantivo y, si se quiere usarlo en otra lengua, no debe dársele a mi entender un valor distinto al que tiene en la que designa: «vascuence, lengua vasca». El término vasco para «vasco-hablante» es *euskaldun*, *euskeldun*: acaso en castellano, si se busca un término cómodo, pudiera usarse con este sentido *vascongado* devolviéndole el que parece ser sentido original. Pero, para designar el grupo lingüístico del que el vasco actual es único superviviente, no veo razón para mudar el *eúskaro*, con *c* si se quiere, que emplea Martinet. Es palabra introducida en castellano y ampliamente usada por autores no vascos durante el siglo pasado. Y perdóneseme la viveza de esta observación que esta vez hago como parte interesada, no como neutral.

L. M.

BIOTZ-BEGIETAN, OLERKIAK (POESIAS VASCAS CON TRADUCCION CASTELLANA), por *Xabier de Lizardi*. San Sebastián, Industria Gráfica Valverde, S. A. 1956.

José María de Aguirre, «Xabier de Lizardi», nos dejó una obra no muy extensa, interrumpida por la muerte prematura, pero original y pura. Algunas de sus poesías líricas constituyen, para mí y para muchos, la cima más alta conseguida hasta hoy por la lengua vasca, y ello no supone desdoro para nadie. En esta segunda edición figuran casi todas las que formaban el primitivo *Biotz-begietan*, más algunos poemas póstumos seleccionados con acierto por Antonio M. Labayen. Van precedidas, como en la primera edición, del prólogo, tantas veces releído, de un verdadero poeta y verdadero amigo: «Orixe».

Ni diré, ni hace falta decir más, sobre Lizardi. En sus ilustraciones, el fino espíritu de Antonio Valverde ha conseguido, como sin duda buscaba, la más feliz acomodación al clima lizardiano, una verdadera congenialidad con la poesía que comenta.

Esta nueva edición, presentada con una bella sencillez, gracias a la traducción enfrentada página por página al original, acaso acierte a llevar al ánimo de personas que acostumbran proclamar la inexistencia de lo que desconocen que en lengua vasca se ha escrito por lo menos alguna poesía lírica auténtica, que en ninguna lengua ni en ninguna literatura es fruto demasiado abundante.

L. M.



GREGORIO DE MUJICA Y MUJICA, *Monografía histórica de la Villa de Eibar*, Zarauz, 1956.

Los eibarreses son una especie de Adelantados de Guipúzcoa, que se adelantan hasta la frontera provincial, haciendo honor a su adscripción al valle de Marquina, que viene de marca o límite; que se adelantan, con una recta interpretación del *emanda zabaltzazu*, a llenar el mundo de productos guipuzcoanos; que se adelantan al cultivo impreso de la lengua vernácula con la publicación de sus famosas ordenanzas municipales que, aun-

que resabiadas, no dejan de ser vascuence; que, finalmente, se han adelantado a lanzar una de las primeras monografías modernas de villas guipuzcoanas. Porque ha de tenerse en cuenta que esta edición que aquí se comenta es ya segundona, puesto que la mayorazga vino al mundo hace la friolera de cuarenta años y no había ya quien diera con ella, como lo sé por penosa experiencia después de lo que me costó rescatar un ejemplar resistente a la devolución.

De su autor, Gregorio de Mújica, nos hemos olvidado demasiado pronto. Y eso que hubo un tiempo en que no se podía dejar de contar con su persona para cualquiera actividad que de cerca o de lejos tuviera que ver con el renacimiento de nuestros estudios. Baste decir que fué Secretario General del Primer Congreso de Estudios Vascos celebrado en Oñate.

El Jurado calificador, mejor dicho, don Carmelo de Echegaray a quien se le ve claramente la pluma, aplaudía la orientación crítica de esta monografía y el resultado obtenido del estudio de los documentos. Por su parte el Conde de Rodezno la calificó de «amenamente narrada, muy imparcial y acertadamente crítica».

Alguien podría estimar que esta monografía es demasiado analítica, demasiado esclava del dato por insignificante que sea dentro de los valores históricos. Pero quien tenga por mejor una obra de consulta y por lo mismo duradera, que una obra «impresionista» y por lo mismo fugaz, estará de acuerdo conmigo en que es preferible tener en la biblioteca una de las de ese primer orden. No le falta —y ello, porque entonces *no se llevaban*— más que un buen índice alfabético de lugares, personas y asuntos.

También podría alguien estimar que, habiendo Gregorio de Mújica añadido los comentarios de los hechos ocurridos entre el momento de presentación del original y el momento de su impresión, hubiese sido lógico completar ahora esas noticias hasta nuestros días. No lo creo yo así, porque tenemos muy poca autoridad para comentar lo que estamos viendo. Otros «televisores» serán los llamados a ello.

Va como Apéndice del libro el facsímil de una Relación muy rara de hijos ilustres de Eibar que exhumó el P. Galdós, de grata memoria. Y un certero prólogo de Arteche abre las páginas de esta monografía que honra a su editor, el ilustre Ayuntamiento de Eibar.

LOS TEXTOS IBERICOS DE LIRIA, por Pío Beltrán. *Revista Valenciana de Filología*, tirada aparte del tomo III, fascículos 1-4, 1953.

Este trabajo, que ocupa las páginas 37-186 del tomo III de la publicación citada, comprende, aparte de una completa historia de las investigaciones ibéricas, varias interesantes digresiones y una extensa bibliografía, dos aportaciones que nos interesan especialmente; indicaciones muy importantes sobre el valor de los signos ibéricos, la fijación de los textos, y su análisis por comparación de distintos epígrafes de una parte, y una defensa de la posición del autor con respecto a las relaciones entre ibérico y vasco.

La primera me parece, sin que ello suponga que menosprecio en lo más mínimo la segunda, a la que más abajo me refiero, la contribución más importante. En efecto, los estudios ibéricos han entrado afortunadamente en una fase de madurez en que, abandonados los intentos prematuros de resolverlo todo con un golpe de intuición, su progreso depende del examen detenido y cuidadoso de los detalles.

En este sentido, este trabajo de D. Pío Beltrán representa una aportación de primer orden. Sus observaciones sobre lecturas, y no siempre de materiales de Liria, sobre unión de fragmentos, etc., habrán de ser tenidas cuidadosamente en cuenta, sobre todo por quienes, como yo, no poseen un conocimiento de primera mano. Su método para la segmentación de los textos, basada en la comparación de distintos epígrafes, es irreprochable y a mi parecer el único que puede traer un verdadero progreso en nuestros conocimientos.

No son menos importantes los resultados obtenidos de la comparación de textos en escrituras distintas, y ahora voy a referirme a ellos, pues en cierto sentido me tocan personalmente. En la p. 94 observa sencillamente el autor: «Antes de pasar a la comparación de palabras, observaremos cómo van cambiadas mutuamente del ibérico al jónico las formas de las dos sibilantes núms. 34 y 35...» Esto me toca, como he dicho, personalmente, porque no hace mucho que ha aparecido en *Emerita* 23 (1955), 265 ss., un artículo mío titulado «Cuestiones relacionadas con la escritura ibérica» donde he tratado con bastante extensión de fundamentar esto mismo: que las correspondencias que se venían admitiendo implícitamente entre las sibilantes ibéricas y jónicas debían invertirse y, como consecuencia de esta y otras

observaciones, que el «ibérico» poseía realmente dos sibilantes, distintas. Ahora bien, cuando envié ese artículo a la revista en febrero o marzo del año pasado, desconocía yo el trabajo que reseño, e incluso sospecho, por un pasaje del texto, que no había sido publicado todavía.

La última de mis intenciones, entiéndase bien, es la de suscitar una cuestión de prioridad. Bien al contrario, infiero, por la misma sencillez con que sienta esta equivalencia, que ya había sido establecida en algún trabajo anterior, bien de D. Pío Beltrán, bien de su hijo D. Antonio. Mi único deseo es hacer constar que, si no lo he citado, ha sido única y exclusivamente por ignorancia. Si soy culpable, no lo soy, pues, más que de negligencia, más o menos temeraria.

Es importante también lo que se escribe en la misma página: «Es un fenómeno curioso, el hecho de que en el alfabeto ibérico no se substituyen mutuamente los signos r y r' ... y en cambio, al comparar palabras escritas con los dos alfabetos, se substituyen a capricho (por lo menos aparentemente) los signos 32-33 ibéricos por cualesquiera de los jónicos correspondientes.» Esto, creo, habrá que interpretarlo en el sentido de que, mientras no hay signos de confusión en el uso de las dos letras que representan vibrantes en los textos en escritura indígena (se emplea siempre el mismo, y en la misma posición, en el mismo significante), no es posible establecer correspondencias fijas, como ocurre con las sibilantes, cuando se comparan éstos con letreros en escritura griega.

El Sr. Beltrán señala también, *ibid.*, que «la falta de m en el alfabeto jónico se suple con la n ». Dada mi extremada ignorancia en materia de alfabetos antiguos, e incluso de modernos, no me atrevo a contradecir abiertamente esta afirmación. Pero, ¿el *san* griego era exactamente igual a *mu*, o sólo parecido? Me inclino a pensar esto último, porque ninguna variedad griega podía acomodarse a un alfabeto sin m . Por el contrario, que el ibérico no poseía una nasal labial como la de nuestras lenguas me parece muy próximo a una certidumbre: lo confirma, aparte de otros indicios, la escasez del signo m en los textos no celtibéricos en escritura indígena. En cuanto al signo Y , el autor suspende el juicio de momento y ni siquiera se decide a admitir que represente un sonido nasal.

Pasando a la segunda parte, es bien sabido que el Sr. Beltrán ha favorecido siempre la idea de una estrecha relación entre ibero y vasco. No soy tan optimista como él a este respecto, y

empleo el término optimista en el mejor sentido: para quien intenta penetrar en la prehistoria de la lengua vasca no puede haber bendición semejante a la de unos textos antiguos bastante extensos, como los ibéricos, en una lengua estrechamente emparentada. Considero, con todo, que ese campo, el de los textos ibéricos, es hoy por hoy el más prometedor, pese a todas sus dificultades, para un comparatista interesado en aclarar los problemas diacrónicos que plantean las variedades vascas modernas.

El Sr. Beltrán tiene también razón, a mi entender, al pensar que la lista de comparaciones aceptables entre formas vascas e ibéricas —aceptables dentro de nuestra actual ignorancia de los significados de una de las partes— puede ser mayor que la establecida por D. Antonio Tovar en *Archivum* 4. 220 ss. No parece tampoco haber razón para pensar que no podrá ser ampliada en el futuro. Estoy de acuerdo por ejemplo con el Sr. Beltrán en que un letrero monetar como *undices'cen*, y esto con independencia de toda comparación ibero-vasca, puede muy bien significar «de los de Undica».

Pero un estudio detallado de estos problemas llevaría esta reseña demasiado lejos. Me limitaré, pues, a discutir una comparación concreta en que creo que D. Pío Beltrán ha sido injustamente tratado por parte de los vascólogos. Me refiero, naturalmente, a la famosa inscripción *gudua deisdea*. La cuestión de los préstamos más o menos recientes es susceptible de ser manejada con injusticia en esta clase de polémicas cuando la verdad es que muchas veces estamos sólo en condiciones, si queremos expresarnos con sinceridad, de hablar no de certidumbres, sino de probabilidades o aun de posibilidades.

La observación de D. Julio de Urquijo de que *gudu* es voz arcaica no es evidentemente pertinente en este contexto: aunque no figure ni en Dechepare —acaso por casualidad— ni en el vocabulario de Landuchio, la coincidencia de Leizarraga y de los Refranes vizcaínos en el siglo XVI es suficiente, aunque faltaran otras pruebas que por el contrario abundan, para pensar que en otro tiempo pudo ser completamente popular, como lo prueba el gran número de derivados, y común a todo el país. En Leizarraga, dicho sea de paso, no es exactamente un sinónimo de *gerla*. Por otra parte, D. S. de Altube ha explicado satisfactoriamente, tanto fonética como semánticamente (y no creo que su propuesta haya quedado invalidada en lo más mínimo por los reparos de Ch. Bouda, *Eusko-Jakintza* 4. 82.), el vize. mod.

guterrien, *Homenaje Urquijo* I, 351 ss., que aparece por cierto en el vocabulario que sigue al *Peru Abarca* de Moguel: *Gutarria*. Disputa, camorra. *Gutarrac izan ditut*: «he tenido disputas encamorradas». Véase ahora la nueva edición de ese clásico vasco, Zarauz, Editorial Icharopena, 1956.

Evidentemente también, es difícil que Larramendi sospechara el «origen gótico» de *gudu* y es exagerado decir que el hecho de que *gudu* sea un préstamo del germánico «ne semble plus douteux», como dice Bouda. La verdad es que hay gravísimas dificultades en contra de que así sea. Cuando Uhlenbeck lo propuso, pensando en el gótico como transmisor (*RIEV* 4, 71), lo hizo creyendo que vasc. *n* se pierde esporádicamente en condiciones variadas, y particularmente ante consonante. Como esto no está probado, y los ejemplos por él aducidos admiten otras interpretaciones, nos vemos obligados a pensar en otra lengua germánica donde ya se hubiera perdido *n*. No soy ningún germanista, pero los manuales me dicen que, entre los dialectos germánicos, la caída de *n* ante fricativa con alargamiento de la vocal anterior es característica del ant. sajón y del anglosajón, no del gótico ni del ant. alto alemán: al. *ander*, ingl. *other*, al. *fünf*, ingl. *five*, etc. De manera que, al parecer, los godos no pudieron prestárnoslo y los demás por razones históricas no entran en cuenta.

Todo esto no prueba, claro está, sino que el iber. *gudu-* y el vasc. *gudu* pueden ser comparados entre sí, y no que esta comparación haya necesariamente de ser acertada. Una de las posibilidades en contra es la que fué apuntada por el Sr. Caro Baroja, si no me equivoco: por la conocida indistinción de sordas y sonoras en la escritura ibérica, podría leerse *cudu* en vez de *gudu*, lo que no tendría importancia, pues el aquit. *Cison* se continúa en el vasc. *gizon*, y también, y esto sería grave, *g-* o *cutu*. Pero de todo ello se deduce la necesidad de mantenernos prudentemente en el terreno de las posibilidades, y que no debemos cerrar ninguna puerta anunciando prematuramente imposibilidades que luego resulta que no existen.

Es natural que en las hipótesis del Sr. Beltrán o de cualquier otro no especialista en cuestiones referentes a la lengua vasca haya aspectos que nos sorprenden o nos resulten inaceptables: lo mismo ocurrirá probablemente a la inversa. No debemos olvidar, sin embargo, que no sería la primera vez que los descubrimientos de textos han demostrado cosas que los lingüistas espe-

cializados habían declarado imposibles. Debemos procurar, para el avance de nuestros estudios, que nuestros esfuerzos no vayan disociados. Esto es fácil de hacer cuando el investigador, como D. Pío Beltrán, envuelve en un afecto común lo ibérico y lo vasco, afecto que por la viveza con que lo siente y lo expresa no podemos menos de agradecer sinceramente.

L. M.

